

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-341005](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341005)

Schnell kleidete er sich an, ging in sein Bureau, öffnete die Kasse, es fehlte kein Heller. Dann trat er vor seinen Prinzipal, Herrn Marke, und hielt um einen vierzehntägigen Urlaub an. Er ward ihm gerne gewährt.

Noch am gleichen Tage, am Abend nierte Fritz am Grabe der Mutter und erneuerte sein Versprechen. Einige Minuten darauf saß er mit seiner Schwester, ihrem Bräutigam und dem guten alten Betler Anton beim Abendessen. Da war ein gegenseitiges Fragen und Erzählen, daß man vor lauter Fragen die Antworten überhörte.

Am andern Tage, es war Sonntag, ging Fritz mit seiner Schwester Marie allein spazieren. Der Leser erräth leicht den Weg, den sie einschlugen; es war der Weg zum kleinen Häuschen an der Halbe. Da erzählte Fritz seiner Marie Manches, was er am Abend nicht zu sagen gewagt, von seinen Verirrungen, von seinem Traume, von seinen guten, neu und fest gefaßten Vorläsen. Ueber diesen Erzählungen waren sie beim kleinen Häuschen angekommen. Noch schaute es wie vor zwölf Jahren so traulich und friedlich in das Thal hinunter; jedes Plätzchen rings um das Häuschen weckte süße, liebe Erinnerungen, weckte vor Allem die Erinnerung an das Mütterlein und ihr letztes Wort. In die Hand der Schwester legte Fritz neuerdings das Versprechen ab, an ihr letztes Wort zu glauben, die bösen Gelegenheiten zu meiden und das Glück nur in der Tugend, in der Rechtfchaffenheit, im guten Gewissen zu suchen.

Der päpstliche Syllabus.

Sagen Sie doch, Herr Notar, was der päpstliche Syllabus ist, von dem sie so viel Redens machen. — Das kann ich ihm, Herr Knetzschmann, haarscharf sagen. Aber, frage er doch seinen



Herrn Sohn, den Assessor, der weiß es auch. — Na, Herr Notar, reden thut er schon dagegen, aber wissen thut er's nicht. Sie aber sind in dem Geheimniß . . . — Ganz richtig, aber so recht genau kann ich's ihm nicht sagen, aber das weiß ich, man brauch't's in den Druckereien der Zeitungen; drum schreiben's immer, weil's ihnen der Papst nicht will lassen.

Das Märchen von der Mutter Gottes und der stummen Königin.



ine alte Sage erzählt: Es lebte einst ein Bäuerlein, das hatte große Noth. Der Tod und das Unglück hatten ihm Alles genommen, was es auf Erden lieb hatte; nichts blieb ihm als ein kleines Mägdelein. Aber nicht im Stande sich selbst zu nähren, sollte der Vater auch dem Kinde sein tägliches Brod reichen. Und des Kindes Noth ging ihm unfählich tiefer zu Herzen als seine eigene. Da ging der arme Mann hinaus und klagte der Gottesmutter sein Leid, die ja auch einst in

Schmerz und Noth ihr göttliches Kind ernährt hat. Und sieh! da erschien ihm die Gottesmutter als Königin des Himmels, die Krone auf dem Haupte, auf goldenen Wolken, in Begleitung von Engeln. Maria erbarmte sich des Armen, nahm sein Mägdelein und führte es mit sich in den Himmel. Da war dem Kinde über die Maßen wohl; es aß und trank und spielte mit den Engeln, trug wunderschöne Kleider, über und über mit Sternen besäet, und wurde groß und schön. Aber die Gottesmutter wollte seinen Gehorjam prüfen und übergab ihm die Schlüssel zu den Pforten des Himmelreiches, der Gottesburg; zwölf Pforten durfte es öffnen, niemals aber die dreizehnte. Da ließ die Neugierde dem Kinde keine Ruhe. Es öffnete ein Thor nach dem andern und zuletzt auch das dreizehnte. Doch die Strafe folgte der Uebertretung des Gebotes auf dem Fuße. Sogleich erschien die heilige Jungfrau und rügte den Angehorjam des Kindes. Dieses aber leugnete beharrlich seine Schuld, da nahm ihm die Mutter Gottes die Thor Schlüssel des Himmels ab, verbannte es wieder auf die Erde, und von der Stunde an war das Mägdelein stumm, bis es den Mund öffnen würde, um seine Schuld einzugestehen.

Wieder auf Erden floh das Mägdelein den Umgang der Menschen, lebte in einem großen Walde, nährte sich von Wurzeln und Kräutern und schlief in einem hohlen Baume. In dessen wuchs es zur Jungfrau heran und war schön und lieblich.

Eines Tages traf es sich, daß des Königs Sohn in dem Walde des Weidwerks pflegte; da fand er die Jungfrau, und weil sie ihm gefiel, führte er sie mit sich von dannen und machte sie zu seiner Gemahlin, obgleich sie kein Wort reden konnte.

Ein Jahr darauf gebar die Königin ihren ersten Sohn. In der Nacht erschien ihr die Gottesmutter und mahnte sie, die begangene Schuld einzugestehen. Die Königin weigerte sich dessen; die heilige Jungfrau aber nahm ihr beschweden das neugeborne Kind und trug es mit sich in den Himmel. Wieder ein Jahr darauf genas die Königin des zweiten Söhnleins; wieder erschien die heilige Jungfrau und mahnte die Mutter zur Reue. Doch umsonst! Da nahm sie ihr auch das zweite Kind und führte es in das Paradies.

Nun fing das Volk zu murren an und glaubte, daß seine Königin ihre Kinder durch ein Verbrechen verloren

habe. Aber weil sie der König so gar lieb hatte, durfte man ihr kein Leid anthun. Und über ein Jahr gebar sie ein drittes Kind, und zum dritten Mal erschien die Mutter Gottes, zeigte der Königin ihre zwei Knäblein und versprach, ihr beide wieder zu schenken, wenn sie den Fehltritt eingestehe, wenn aber nicht, so werde sie auch um das jüngstgeborne, ein liebliches Töchterlein, kommen. Aber die Königin blieb verstockt, und es geschah nach dem

Worte der Himmelkönigin; auch das Töchterlein wurde entführt.

Nun war der Unwille des Volkes nicht mehr zu bezähmen; stürmisch verlangte es den Tod der Königin. Der König mußte nachgeben, und seine Gemahlin ward zum Feuertod verurtheilt.

Schon ward die Königin an den Pfahl gebunden und der Holzstoß angefaßt; händeringend sah der König von



seinem Palaste zu, drunten wartete das Volk. Da im letzten Augenblick und in Todesangst dachte die Königin, wie sie gefehlt und wie sie durch ein reumüthiges Geständniß Alles wieder gut machen und alles Verlorne wieder erlangen könnte. Dachte es in ihrem Herzen, bereute aufrichtig die Schuld und wollte die Lippen zum demüthigen Bekenntniß öffnen. Und sieh! schon war ihr verziehen, das Feuer erlosch und sie selbst konnte wieder reden. Ueber ihr aber that sich der Himmel auf, von goldenen Wolken

getragen schwebte die heilige Jungfrau herab, an ihrer Seite gingen die beiden Knäblein, im Arme trug sie das neugeborne Töchterlein und alle drei führte sie der Mutter zu, die fortan glücklich war ihr Leben lang.

Das ist eben eine Sage, ein Märchen, sagt der Leser, aber wahr ist es nicht. Nun ja! wörtlich ist es wohl nicht für wahr zu halten, aber in einem andern, geistigen Sinne ist das Märchen an manchem Leser schon wahr geworden. Wir sind Alle Kinder einer himmlischen Mutter;

denn da unsere irdischen Eltern dem Leibe wohl die irdische Nahrung geben, nicht aber der Seele die überirdische, himmlische Speise reichen können, da schenken sie uns der himmlischen Mutter, der heiligen Kirche Gottes. Diese nimmt uns zu Kindern an und Erben des Himmels und übergibt uns die Schlüssel zu allen Gnadenschatzen des Himmels, doch unter bestimmten Bedingungen, die wir in Gehorsam halten müssen. Wenn wir sie aber nicht halten und in Sünde fallen, da verlieren wir auch die Schlüssel zu den Gnaden der Kirche, verlieren unser kostbares Gut, das Verdienst der guten Werke, die ja gleichsam unsere Kinder sind. Aber der Himmel verwahrt sie gut, und wenn wir reumüthig unsere Fehltritte einsehen, bereuen und bekennen, da gibt die Kirche, die himmlische Königin, uns die guten Werke und ihr Verdienst unverfehrt zurück und wir sind wieder glücklich hienieden und in Ewigkeit. Und so liegt im Nährchen von der Mutter Gottes und der stummen Königin eine große und tröstliche Wahrheit verschlossen.

Wie ein Schneiderlein fast um sein junges Leben kommen ist.



Es war einmal ein Schneiderlein, das hatte spindel dünne Beine, gleich als wenn es sich dieselben aus seinem Ellmaß gedreht hätte; und am linken Baden gegen den Hals hin hatte es eine Schramme, eine Narbe, und das Schneiderlein hieß Sebastian Fizelein und war aus Schwabenland, allwo noch viele brave Leute zu Hause sind. Brav war auch das Schneiderlein und war keinem Menschen gram; nur gegen vier Menschen auf Gottes Erdboden hatte es einen heimlichen Widerwillen. Der erste war ein Schmiedegeselle von Constanz, wohin Sebastian Fizelein auf seiner Wanderschaft gekommen. Der Schneider und der Schmied trafen sich in der Gesellenherberge und sprachen von Diesem und Jenem. Und nach einer Weile sagte der Schmied: „Nicht wahr, Schneider, dein Vater ist aus dem Dorfe G. und deine Mutter aus Z.“? Und sagte der Schneider: „Warum fragst Du das?“ Und der Schmied entgegnete: „Weil, wie man sagt, die Leute in G. den Verstand im dreißigsten Jahre bekommen und die von Z. im einunddreißigsten ihn wieder los haben, und da erbst Du von Vater und Mutter.“ Das wurnte den Schneider; zudem war seine Mutter nicht aus Z., sondern war eine Allgäuerin.

Der zweite Mensch, gegen den Sebastian Fizelein eine innerliche Abneigung hatte, war die Tochter des Rüstlers am Münster zu Ulm. Als er in diese Stadt gekommen, ließ er sich auch in die große und wunderschöne Münsterkirche führen. Und wie nun das Stelzenmännchen in der Mitte stand und nach vorn und hinten und oben schaute, da verging ihm Sehen und Hören und es wollte seine Ueberraschung recht feierlich ausdrücken und sagte: „O Herrje, aber der Münster ist drinnen noch größer als draußen!“ Und da lachte ihm des Rüstlers Tochter gerade unter die Nase, und das kam ihm nicht schön vor, denn was er gesagt, schien ihm so einfältig nicht zu sein.

Und zum dritten war Sebastian Fizelein innerlich gram einem Feuerprikzenhauptmann in der guten Stadt Basel.



Denn wie er über die Rheinbrücke hüpfte, probirten die Basler gerade ihre Feuerspritze, und da hatte der Spritzenhauptmann den unseligen Gedanken, zu versuchen, ob er den Wasserstrahl zwischen des Schneiderleins Beinen hindurch leiten könnte, gleich wie der Schneider den Faden durch das Nadelöhr sädelte. Und dies schien dem Sebastian ein sehr überflüssiges Vergnügen.

Zum vierten und letzten schmollte er einem Wirth in Offenburg, bei dem er einen Pfefferkuchen bestellt, und nach dem ihm der Mund wässerte, wie einem Mops, dem man ein Stück Butterbrod zeigt. Aber der Pfefferkuchen war alt und schmad- und saftlos. Dafür wollte sich Fizelein am dicken Wirth rächen und fragte ihn foppend: woher es denn komme, daß seine alten Pfefferkuchen so wohl- schmeckend und saftig seien. Der Wirth ließ sich aber nicht foppen und entgegnete: meine Kuchen richten sich eben immer nach den Gästen d. h. nach ihrem Verstand und Geist; je mehr Einer von diesem Artikel hat, desto saftiger sind allemal meine Pfefferkuchen und umgekehrt.

Wir haben dies aus Sebastian Fizelein's Leben erzählt, damit man daraus zugleich seine Gemüthsart erkennen könnte, wie die Wanderschaft ihn in der Welt herumgeführt, und daß es ihm nicht immer nach Wunsch ergangen.

Nun kam Sebastian Fizelein auch wieder einmal in eine Stadt, es war schon Abend, und suchte eine Nachtherberge. Er hatte sich schon für die Wirthschaft zum „Kleeblatt“ entschieden; auf der Thürschwelle lehrte er sich nochmal um und blickte zum „Morgenstern“ hinüber und dachte bei sich: Na, der sieht doch noch erbärmlicher und baufällig aus als das Kleeblatt, da krieg ich die Nachtherberge um einen Kreuzer wohlfeiler. Gedacht, gethan! Das brachte aber dem Sebastian Fizelein noch manche heiße Stunde, daß er das Kleeblatt verschmäht, aber sein Unstern führte ihn nun einmal in den Morgenstern. Leute traf er da nicht viele, lauter solche, die aus gleichen Gründen wie er sich

für die saubere Wirthschaft entschieden zu haben schienen. Nur Einer war darunter, ein Jude, Abraham Nöscheles, dem fehlte es nicht an Kreuzern, sondern gerade weil er einen Ranzen voll Geld hatte, wollte er in einer Herberge übernachten, wo Niemand einkehren würde. Das merkten ein paar lumpige Gefellen und beschloßen, den Juden in der Nacht zu berauben. Und so geschah es. Sie schlichen sich in des Juden Zimmer, banden ihn fest, hielten ihm den Mund zu und nahmen ihm das Geld. Fast hätte es dabei eine Morthat abgesetzt, denn der Jude langte einem der Diebe eines mit seinem Schlachtmesser, und dem Juden ward's redlich vergolten. Die Schelme machten sich aus dem Staub und andere Gefellen ebenfalls aus lauter Angst über den Aufruhr und das Mordio- und Zettergeschrei des Juden. Aber die Polizei war auch nicht faul und machte sich nach allen Ecken und Enden auf, und es gelang ihr, mehrere Flüchtlinge einzuholen, und man glaubte fest und fest, die rechten erwischt zu haben. Sie wurden eingestekt, verhört, untersucht, wieder verhört und wieder untersucht, und nach Wochen ergab sich, daß man zwei Unschuldige geplagt. Nun ging's wieder von vorne an. Wer konnte der Uebelthäter sein? Am Ende das Schneiderlein! an das hatte man bisher gar nicht gedacht. War er nicht der einzige Dieb, so konnte er doch dabei gewesen sein und mit Ullmay und Bügeleisen das Seine gethan haben. Das schien dem Juden und den gestrengen Herren Untersuchungsrichtern nun ganz klar zu sein. Und etwas mochten die Herrn recht haben, denn die Schneider haben Mücken im Kopf, gleichwie die Schuster, wegen der sitzenden Lebensart, von denen ein gewöhnliches Menschenkind nichts weiß.

Schneider und Schuster, und Schuster und Schneider,
Die müssen halt sein, — doch leider, ach leider!
Die flüden und klopfen die Soßen und Schuh,
Und brüten und sitzen und hocken dazu.
Was hocken und sitzen und brüten sie aus?
Gedanken, Gedanken, 's ist wahrlich ein Graus,
Das brüten die Schuster und Schneiderlein aus!

So ward unser Sebastian Fizelein denn eingezogen und verhört. Aber vor lauter Schrecken und Angst sagte er allemal nein, wo er ja sagen wollte, und sagte ja, wo er etwas verneinen sollte; so verwickelte er sich in allerlei Widersprüche, daß der Argwohn der Richter sehr begründet erschien. Und nun bemerkte man erst noch des Schneiderleins Narbe am linken Backen gegen den Hals hin. Jetzt, Sebastian Fizelein, hast du am längsten gelebt! Den Herren war es eine ausgemachte Sache, daß das Schneiderlein beim Raube von des Juden Schlachtmesser getroffen worden und daher die Schramme habe. Dem Schneiderlein selbst sagten sie noch nichts davon, sondern schickten erst den Stadtchirurg, Andreas Wurster, zu ihm in's Gefängniß, daß er sich den Schnitt in Augenschein nähm'. Und Andreas Wurster that es, ging hin, unterredete sich mit dem armen Gefangenen, ließ aber die Schramme nicht aus dem Gesicht, bis er sich alles haarscharf gemerkt. Dann ging der Stadtchirurgus heim und bewies auf einundfünfzig und einer halben Seite, daß die Narbe auf des Schneiderleins Backen von nichts Anderem als des Juden Schlachtmesser herrühren müsse. Denn das Hackmesser, seine Form und Gestalt passe wunderbar zu Form und Gestalt der Schramme; zudem könne diese nicht alt sein, sondern trage die Spuren von kaum erfolgter Heilung.

Nun hatten die Herren offenbar gewonnenes Spiel, und der Jude sah das Schneiderlein schon am Galgen zapeln wie eine Kreuzspinne. Sebastian Fizelein ward in die volle, feierliche Sitzung eingeführt. Da entfiel ihm vol-

lends der Muth, denn das merkte es schon, daß diesmal etwas Ernstes im Gange sein müsse. Und Einer der Herren verlas die ganze Geschichte von des Schneiderleins Narbe und von des Chirurgus Andreas Wurster unumstößlichem Beweise, daß die Schramme von des Juden Hackmesser herrühren müsse. Nun erwarteten die Herren natürlich, daß das arme Schneiderlein ganz zu Boden geschnettert und Alles bekennen würde. Sonderbar! Auf einmal gewann Sebastian Fizelein seine ganze Fassung und die schwäbische Gemüthlichkeit wieder und rief ganz vergnügt aus: „O Herrje! Ne, das hoben's jetzt nid errothen, das ist jetzt nid wohr; die Schramme hab'i kriegt in meinen jungen Jahren, wo i emol mit einm' Geißl g'pielt han.“



Und das sagte das Schneiderlein so aufrichtig und treuherzig und einfältig und gemüthlich, daß sogar die gestrengen Herren Richter die Mundwinkel zum Lachen verzogen und von Sebastian Fizelein's Unschuld ganz und gar überzeugt waren. So ward das Schneiderlein wieder frei.

Aber was soll nun die Geschichte? fragt der liebe Leser. Das will ich auch noch beifügen. Das Sprichwort sagt, das Glück hilft den Kühnen; die Geschichte aber sagt, das Glück hilft den Einfältigen.

Das Beste.

Alter Spruch.)

Zu dem Haus fröhlich und tugend-
lich,
Auf der Gasse ehrsam und züch-
tiglich,
In der Kirche demüthig und innig-
lich,
Auf dem Felde männlich und stur-
niglich,
An allen Enden fromm und ehren-
fest,
Allzeit gottesfürchtig: das ist das
Allerbest!



Zufriedenheit.

Zufrieden sein ist große Kunst,
Zufrieden scheinen eitel Dumm,
Zufrieden werden großes Glück,
Zufrieden bleiben: Meisterstück.

Wie ein großer Kaiser von Thron und Leben Abschied nimmt.



hört ihn Mexiko bis Californien, ein großer Theil von Mittelamerika, und in Südamerika die Gebiete von Chili

arl V. war einer der mächtigsten Herrscher, welche Europa jemals gesehen hat. Er lebte vor dreihundert Jahren zur Zeit der unseligen Glaubensstrennung. Als Kaiser von Deutschland und König von Spanien regierte er über die deutschen und spanischen Länder; aber sein Machtgebot erstreckte sich auch über Neapel, Mailand, Burgund, die Niederlande, die Nordküste von Afrika. In den neu entdeckten Ländern Amerika's gehörten ihm Mexiko bis Californien, ein großer Theil von Mittelamerika, und in Südamerika die Gebiete von Chili

und Peru, so daß sein Sohn und Nachfolger, obwohl er nicht alle Länder erbt, doch in Wahrheit sagen konnte: In meinem Reiche geht die Sonne niemals unter. Eine eigentliche Heimath hatte dieser gewaltige Herrscher nicht mehr, denn seine Regierungsgeschäfte gestatteten ihm nirgends Raht. Neunmal war er in Deutschland, sechsmal in Spanien, zehnmal in Flandern, siebenmal in Italien, viermal in Frankreich, zweimal in England, zweimal in Afrika; achtmal fuhr er über das mittelländische Meer, viermal auf dem atlantischen Ocean.

In seinen frühern Jahren, als der Kaiser in Spanien weilte, führte ihn einst die Jagd in die Gebirge in der Nähe der Stadt Plasencia. In einem einsamen aber herrlichen Gebirgsthale erhob sich das Kloster St. Just, das von armen Mönchen bewohnt wurde. Die schöne Gegend, die Bäche und Ströme, die Fluren und Wälder, der Friede und die Ruhe, die auf der ganzen Gegend lag, machten auf Karl einen so wohlthuenden Eindruck, daß er meinte, auch ein Kaiser könnte da für Thron und Krone eine Entschädigung finden. Und wirklich fand ein Kaiser, dreißig Jahre später, da Ruhe und Frieden; er war es selbst.

Je mehr die Menschen Ansehen, Glanz, Reichthum lieben, um so staunenswerther ist es, wenn ein Mann



wie Karl V., gewohnt einer halben Welt zu gebieten, eine Krone nach der andern niederlegt, vom Throne steigt, auf allen Glanz verzichtet, wieder so zu sagen ein gewöhnlicher, gemeiner sterblicher Mensch wird und sich in die Einsamkeit vergräbt. Und das that Karl V. auf eine sehr merkwürdige Weise.

Im Jahre 1556 versammelte der Kaiser seine Familie und die Vornehmsten des Reiches in Brüssel. Nachdem er in der Versammlung den Thron bestiegen, erklärte er

sich entschlossen, abzudanken und die Krone niederzulegen; dann fügte er bei:

„Ich habe gethan, was mir Gott gestattete; Glück und Unglück, Erfolg und Niederlagen hängen von Ihm ab. Ich that immer was ich vermochte, und immer hat mir Gott geholfen. Ich bin Ihm unendlichen Dank schuldig, daß Er mir bei allen Unternehmungen, in allen Gefahren beigestanden. Jetzt aber ist meine Lebenskraft so gebrochen, daß ich nicht mehr helfen kann. Ich könnte es vor Gott

und Menschen nicht verantworten, wenn ich der Herrschaft nicht entsagte. Erweist von nun an meinem Sohne die Liebe und Treue, die ihr mir erwiesen habt. Wahret die Reinheit des Glaubens."

Dann gestand der edle Kaiser, daß er während seiner Regierung der Fehler viele begangen, durch Unerfahrenheit in der Jugend, durch Ehrgeiz im Alter und hat alle Anwesenden, und durch sie alle seine Untertanen um Verzeihung und Nachsicht. Die Thränen der Rührung, der Bewunderung und Anhänglichkeit, die in den Augen eines Jeden standen, waren die Antwort auf des Kaisers Worte. Zu seinem Sohne Philipp sagte Karl die denkwürdigen Worte: „Fürchte Gott, lebe rechtschaffen, achte die Gesetze, liebe und schätze vor allem andern die Religion.“ Mit dem Worte: „Segne Euch Gott!“ schied der Kaiser von den Anwesenden.

Nun kamte der Kaiser keinen sehnlischen Wunsch mehr, als sich in das einsame Bergthal zurückzuziehen, daß ihm vor dreißig Jahren so wohl gefallen. Dort, neben dem Kloster von St. Just, hatte er in der Stille ein Haus bauen lassen. Das Häuschen zählte nur acht Zimmer und war so an das Kloster angebaut, daß er von seinem Bette aus auf den Hochaltar sah, und, auch wenn er krank war, der heiligen Messe beiwohnen und in schlaflosen Nächten dem Gesange der Tagzeiten zuhören konnte.

Hier brachte der frühere Herrscher der Welt die letzten Jahre seines Lebens hin. Übungen der Frömmigkeit, Lesen, Betrachten, Gartenbau und mechanische Arbeiten waren seine Beschäftigung. In letzter Beziehung hatte Karl mit Hilfe von Mechanikern sehr merkwürdige Dinge verfertigt. So machte er sich kleine Soldatenfiguren, die mit- und gegeneinander exercirten und kämpften. Ferner fertigte er sich eine Handmühle, die so klein war, daß er sie in seinem Ärmel verbergen konnte, die aber trotzdem so schnell und gut arbeitete, daß sie an einem Tage so viel Mehl lieferte, als ein Mensch in einer Woche nötig hat. Der Kaiser verfertigte auch Wanduhren, und einstmals suchte er es durchzusetzen, daß zwei Uhren in jeder Beziehung mit einander übereinstimmen, in der Bewegung des Pendels, im Stundenschlag u. s. f., aber es gelang ihm nicht. Dann sagte er zu sich selbst: Sieh! nicht einmal zwei Uhren, die doch keinen eigenen Willen haben, kannst du zusammenrichten und du meinstest dies mit ganzen, großen einander feindseligen Völkern thun zu können.

Ganz besonders merkwürdig aber ist, wie Karl sich sein Leichenbegängniß zu seinen Lebzeiten halten ließ. Als er nämlich sein Ende herannahen fühlte, nachdem die liebsten Verwandten ihm vorausgegangen waren, fiel es ihm ein, für sich selbst im Voraus den Todtengottesdienst halten zu lassen. Die Klosterkirche von St. Just war mit schwarzen Tüchern ausgeschlagen, mitten in der Kirche lag auf hohem Gerüste der kaiserliche Sarg, ringsum brannten unzählige Kerzen. Am 30. August 1558 wurde das Todtenamt gehalten. Während die ernste Trauermusik durch die Hallen der Kirche rauschte, kniete der Kaiser im schwarzen Gewande bei seinem Sarge. Während der Messe trat er zum Altare und übergab dem Priester eine brennende Kerze, zum Zeichen, wie sehr er verlange, seine Seele Gott zurückzugeben. Nach der Feier blieb der Kaiser allein in der Kirche zurück und betete lange.

Dieser Gedanke des Kaisers kann allerdings sehr auffallend erscheinen, aber er beweist jedenfalls, wie ernst es ihm war mit dem Abschied von Thron und Leben, und wie ruhig sein Gewissen war, daß er die Erinnerungen an den Tod so wenig fürchtete.

Die Todtenfeier hatte den Kaiser tief gerührt, ein Fieber ergriff ihn, bald sollte die Todtenfeier zur vollen Wahrheit werden. Drei Wochen später, am 21. September, fühlte der Kaiser seine Auflösung in unmittelbarer Nähe. Er ließ sich die Sterbefetze anzünden und nahm sie in die Hand, in der andern hielt er das Kreuz und erwartete so den letzten Athemzug. Er hatte stets gewünscht, nicht bestimmungslos zu sterben; der Wunsch ging in Erfüllung. Unter dem Ausrufe: „Herr, ich komme schon!“ schied er so ruhig vom Leben, wie er einst vom Throne gestiegen.

Es war dies gleichsam eine letzte Erinnerung an die schöne Zeit des Mittelalters, wo viele Kaiser und Fürsten lebten und starben wie Karl V.

Aus dem Tagebuch eines Bahnwächters.



er auch nur einmal eine kleine Reise auf der Eisenbahn gemacht hat, dem sind gewiß die eigenthümlichen Häuschen aufgefallen, welche in bestimmten Zwischenräumen hart an der Schienenstraße stehen.

Vier leichte Wände, aus gebrannten Steinen oder Holz aufgeführt, umschließen ein Gemach, gerade hoch genug, daß ein ausgewachsener Mann bequem sich darin bewegen kann; ein nach allen Seiten überhängendes Dach schützt vor Wind und Wetter; Schlingpflanzen winden sich an den Ecken empor und umgeben Thüre und Fenster mit einem grünen Kranze; an der Sonnenseite lehnt sich eine hölzerne Bank an die Wand, davor breitet sich ein saubergehaltenes Gärtchen aus und um das Ganze läuft eine hölzerne Umfriedung; so erscheinen diese merkwürdigen kleinen Gebäude bald in der Nähe von Weilern, wo die Straßen sich kreuzen, bald in einsamen, ja wilden Gegenden, wo weit umher keine andere menschliche Wohnung sich sehen läßt. Es sind dies die Wohnungen der Bahnwächter, die dafür zu sorgen

haben, daß kein Stein des Anstoßes auf den Schienen das Leben der Reisenden gefährde. So oft ein Zug daherbraust, stellt sich der Mann in Uniform, sein Werkzeug in der Hand in Parade, gleich der Ehrenwache in der Hofburg, wenn der Herrscher vorübergeht. Der Reisende kann im Vorbeistreichen nur einen Blick auf dies nette, saubere Häuschen werfen und schon ist es seinen Augen entschwunden; Manchem aber bleibt das friedliche Bild länger im Sinne, er stellt sich im Geiste die Frage, welche Gedanken und Gefühle wohl des Mannes Herz in seiner einsamen Wohnung durchziehen und beschäftigen mögen. Die folgenden kurzen Aufzeichnungen werden diese Fragen beantworten; es sind Blätter aus dem Tagebuche eines Bahnwächters, der letzten



Herbst in einer etwas öden Ebene Süddeutschlands dieses beschwerliche Amt versehen. Der Kalendermacher erhielt sie zugeandt, als Ersatz für das Notizenheft des bekannten Nachtwächters Meris von Hennenspiß, der, wie letztes Jahr gemeldet wurde selig im Herrn verschieden ist.

Oktober 1. Heute habe ich zum erstenmal meinen neuen Dienst ausgeübt und das kleine Stübchen ist mir schon recht lieb geworden. Zwar ist die Gegend ganz einsam, nur Sumpf und Moorboden und Wald; die nächste Kirche auf dem Hügel drüben ist wohl eine Stunde entfernt; aber was weiß ich, der weite Blick in die stille Ebene und der schöne blaue Himmel darüber thun mir wohl, als die



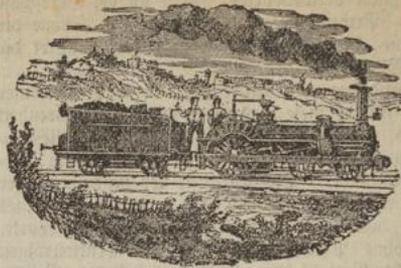
Menschengesichter in meinem Städtchen. Seit meine einzige liebe Tochter gestorben ist, und mich ihr mildes Antlitz nicht mehr anlächelt, seit man mir als Nachtwächter gar noch das Singen meiner Sprüche verboten hat, da ist es mir daheim ganz verleidet. Wenn ich in der Nacht des Nachtzuges wegen hinausmuß, wie will ich wieder einmal meinen Spruch recht aus voller Brust laut heraus-singen! freilich wird es Niemand hören, aber gleichviel, der Vogel singt ja auch allein nur zu seiner Freud und zu seines Schöpfers Ehre.

Oktober 7. Mein Amt macht mich ordentlich stolz; im Grunde bin ich ein rechter König, denn Tag für Tag ist das



Leben vieler Menschen in meiner Macht. So weit die Eisenbahnwagen auf den Schienen laufen, die ich besorge, sind die reichen und armen Reisenden alle ganz hilflos in meine Hand gegeben. Ich bin so etwas wie ein Schutzengel, und die Leute in den Wagen treiben Spaß und denken an keine Gefahr. Mir scheint das ein rechtes Bild vom menschlichen Leben. Unser Leben vergeht eilig wie ein Schnellzug; die Menschen lachen, handeln, streiten miteinander, als ob sie ihr eigenes Leben leiten und sichern könnten; es kommt ihnen nicht in Sinn, daß sie jeden Augenblick das rechte Geleise und Alles verlieren würden, wenn nicht die unbeachtete Vor-sorgung sorgsam jedes Steinchen aus dem Wege höbe.

Oktober 8. Da habe ich jetzt die Strafe für meine gestrige Hoffart! In einem Waggon zweiter Klasse waren einige muntere Kinder. Als die mich in Uniform kersengrade am Wege stehen sahen, erhoben sie lautes Geschrei, zeigten mit den Fingern nach mir und lachten laut über den drolligen Mann. Es war, als hätten sie ein seltenes Thier oder eine Vogelscheuche gesehen. Anfangs that es mir recht weh, mich für den Eifer, mit dem ich für die Sicherheit des Nächsten und auch dieser Kinder wachte, so verachtet zu sehen, aber bald verzieh' ich den Kleinen.



daß in seinem Innern auch eine menschliche Seele wohne. Wie viele große und alte Leute sind aber in Beurtheilung des Nebenmenschen nicht geschiedter als diese Kinder!

Oktober 17. Mein Kamerad weiter rechts in M 9 ist ein sonderbarer Patron. Jedesmal, wenn wir an der



Grenze unseres Revieres zusammentreffen, hat er zu murren und zu klagen: es gehe ungerecht auf der Welt, die hohen Angestellten an der Eisenbahn, welche nur Aufsicht halten und hie und da in eine Rechnung hineingucken, wären sehr gut bezahlt und werden reich, könnten sich wohl sein lassen, wir arme Teufel aber, die eigentlich das Strengste und Schwerste an der Sache thun, erhielten schlechten Lohn und seien noch verachtet. Mit andern Arbeitern sei es ähnlich, aber lange könne es nicht auf diese Weise fortgehen; seine Zeitung sage schön, wir hätten das gleiche Recht, reich zu sein, wie die Herren. Nach solchen Reden nimmt mein Kamerad gewöhnlich einen Schluck aus seiner Feldflasche. Ich habe auch schon solche Gedanken gehabt, habe aber ein gutes Mittel dagegen; ich schlage meine biblische Geschichte auf, aus der ich als Bübchen einst lesen gelernt, und lese die Parabel vom reichen Prauser und dem armen Lazarus. Das Gleiche wollte ich dem Kameraden raten, aber er wurde nur böser.

Oktober 22. Heute ist mir in einem Zuge eine junge, schöne und, wie es schien, reiche Dame aufgefallen. Als sie



mein Häuschen ansichtig wurde, sah sie mit einem sonderbaren Lächeln auf dasselbe hin, und als der Wagen schon

Kinder urtheilen nur nach dem Neußern, und äußerlich gemahnt vielleicht ein reglementsmäßig vor einem vorbeifliegenden Wagen hingepflanzter Bahnwächter wenig daran,

vorbei war, bog sie noch das Köpfchen zum Fenster hinaus, um noch einmal zurückzuschauen. Was die an meiner Wohnung wohl Außerordentliches bemerkt haben mag! Es fiel mir ein, die junge reiche Dame sei der Vergnügungen und Freuden in ihren glänzenden Zimmern überdrüssig; vielleicht meinte sie gar, ein einfaches Leben im einsamen Häuschen fern vom Lärm der Städte, wäre weit schöner und reizender. Ja, ja, an einem heitern Tage auf meiner Bank zu sitzen, das würde dem Dämchen als etwas Neues gefallen, aber die magere Kost, das rauhe Bett, der strenge Dienst bei Tag und Nacht, in Sturm und Regen . . . ich meine, das Häuschen käme ihr bald häßlich vor. Wir meinen gerne, was Andere haben, sei so schön, und wenn wir es hätten, würde es uns bald verleiden. Der liebe Gott hatte es gewiß Allen recht machen wollen, aber wir schiden uns nicht darein.

November 2. Allerjeßen! Die Luft ist so klar heute!



Das Geläute vom Kirchturm drüben drang deutlich an mein Ohr; ich konnte die schwarze Fahne sehen bei der Procession auf dem Kirchhof. Natürlich habe ich auch meiner Verstorbenen gedacht, an mein liebes Kind, das so jung hat sterben müssen, an die Mutter, von der ich das Crucifix habe, welches dort an der Wand ob meinem Lager hängt. Gott gebe ihnen den ewigen Frieden!

November 11. Was einem Bahnwächter nicht Alles Begegnen kann! Jetzt habe ich gar einen neuen Beweis dafür gefunden, daß es Teufel gibt. Diese Tage nämlich plagte mich viel der Gedanke, einmal den Schienenweg zu verderben und so ein Eisenbahnunglück anzustellen. Meine Einbildung malte Alles mit einem gewissen Behagen aus, die verstümmelten Leichen, den Jammer und Wehruf, den Lärm und das Aufsehen in der ganzen Gegend, es war Etwas in mir, das mich wie verlocken wollte. Nun kann ein solcher entseßlicher Wunsch nicht von mir kommen; ich dürfte im Ernste nicht von ferne an solche Greuelthaten denken. Es kommt von einem bösen Geist, der auf geheimnißvolle Weise in unsern Geist hineinflüstert; es gibt einen Teufel.

November 26. Die Kammern müssen in der Residenz drinnen wieder beisammen sein, denn die gepuzten schwarzen Herren mit Brille, Schnauz oder Bart, welche diese Tage

vorbereisten, sind gewiß Landtagsabgeordnete. Aufrichtig gesprochen, diese Herren anzuschauen, macht mich immer ungehalten. Das christliche Volk muß sie theuer bezahlen, und sie haben die meiste Freude daran, eine recht unchristliche Rede zu halten. Wenn ich König wäre, würde ich eine heilsame Verordnung erlassen: jeber Abgeordnete, der über Religion reden wollte, müßte in der Nacht vorher zwei oder drei Stunden als Bahnwächter an der Eisenbahn allein auf und abmarschiren; dann wollte ich Gott bitten entweder

seine schönsten Sterne herauszuhängen oder seine fürchterlichsten Stürme loszulassen. Was gilt's, die Reden würden ruhiger und christlicher.

Dezember 1. Heute stand ein großes Unglück nahe. Schon hörte ich in der Ferne die Dampfmaschine, da warf der Sturm unweit von mir den Wipfel einer Lanne über den Weg. Mit fast übermenschlicher Anstrengung konnte ich noch in Eile das Hinderniß entfernen und im nächsten Augenblicke fuhr ein langer Zug an mir vorbei. Ich hatte Hunderten von Menschen das Leben gerettet, aber Keiner wußte es, Keiner dankte mir. Doch was ver schlägt es? ich habe meine Pflicht gethan.

Dezember 10. Das war ein freudiger Anblick, ein ganzer langer Zug von jungen Soldaten, die aus Frankreich heimkehren. Wie jubelten die kräftigen Burche der Heimat entgegen. Ich freute mich selbst, wenn ich an die Freude dachte, welche die Eltern und Geschwister haben werden. Und dem lieben Gott dankte ich auf's Neue, daß er im letzten Kriege mein liebes Vaterland glorreich und die Feinde zu Schanden gemacht hat. Aber daß es überhaupt Kriege geben soll, kann ich immer weniger begreifen, je länger ich an der Eisenbahn diene. In den vielen Wagen, welche schon an mir vorübergefaust, sind doch sicher oft Leute von allerlei Ländern, Wälische und Deutsche untereinander gewesen; noch nie habe ich gesehen, daß sie Streit gehabt hätten, sie dulden einander ganz gut. Letztes Jahr aber haben sie in den Zeitungen nur Böses von einander zu sagen gewußt und auf den Schlachtfeldern zu Tausenden sich gegenseitig getödtet. Noch einmal, mein dummer Kopf begreift das nicht.

Dezember 19. Heute war der Aufseher bei mir; er fand alles in Ordnung und rühmte mich sehr: er sehe es schon, ich hielte mich genau nach dem Reglement, und wenn man nur das Reglement genau halte, sei kein



Unfall möglich. Ich denke das Reglement ist schon recht, aber das Auge Gottes wacht auch, und das Vater Unser, das ich alle Morgen um Abwendung von Unglück bete, wird doch wenigstens nicht schaden. Solches sagte ich aber dem Aufseher nicht, sondern als ich von dem reglementswidrigen Zufall leghin im Sturme etwas bemerkte. Der Herr schaute mein Crucifix so curios an. Dem Aufseher ist wahrscheinlich mein Geßelle im Nr. 9 mit seiner Flasche und seiner Zeitung der angenehmere; ich mit meinem Crucifix bin doch wohl der sicherere.

Dezember 31. Am Mitternacht. Mein Dienst heißt mich noch machen. Es ist eine sternenhelle Winternacht, wie ich sie als Nachwächter liebte. In diesen Stunden habe ich immer meine gelehrtesten Gedanken gehabt. Die Menschen machen so viel Aufsehen mit dem Neujahr, da regnet es Briefe, Besuche, Wünsche; man sollte meinen die ganze Welt ändere sich in dieser Mitternachtstunde. Aber keineswegs! wer draußen steht im tiefen Dunkel, merkt gar keine Veränderung, Alles wie sonst; die Zeit steht nicht still und macht keinen Einschnitt, leise schleicht sie vorbei ohne Unterlaß nach wie vor. Es kommt Alles darauf an, ob das Christkindlein in dieser Nacht viel oder wenig Rosen, mit vielen oder wenig Dornen auf die Erde streut. Es ist . . . Doch horch! das Dampfrohr murmelt fern und stört meine Philosophie. Hinaus und in Positur! Dann aber rase ich doch meinen alten, theuern Neujahrsgruß in die Nacht hinaus; weil ihn Niemand hört, gilt er der ganzen Welt.

Die Räuber im Hochgebirge.

(Aus dem Leben der Raubvögel.)



Wer hat nicht schon von den Räubereien des Adlers und den Mordthaten des Lämmergeiers an Menschen und Vieh gehört? Adler und Geier sind recht eigentlich die großen Banditen und

Räuberfürsten, die in unsern Hochgebirgen fast unumjährt über alles Wild herrschen, selbst großen Thieren oft gefährlich werden, ja nicht einmal den Menschen, nicht einmal den mit der Flinte bewaffneten Jäger immer fürchten. Einen viel schlimmern Ruf als der Adler hat der Lämmergeier, so daß alle bösen Streiche, die Einer aus dem Volke der Raubvögel im Gebirge verübt, gemeinhin ihm zur Last gelegt werden. Es wäre nicht notwendig, diese fremden Sünden ihm aufzubürden, denn seine eigenen reichen vollauf hin, um zu zeigen, daß er den bösen Ruf wohl verdient.

Der Lämmergeier, auch Wartsgeier genannt, weil er, wie andere Räuberfürsten, einen ganz artigen bis zwei Zoll langen Bart sammt Schnauzer hat, ist ein durchaus Achtung gebietender Räuber. Seine ganze Länge beträgt vier bis fünf Fuß, die Flugweite oder die Entfernung zwischen den Spitzen der ausgebreiteten Flügel mißt acht bis zehn Fuß; der starke in einem spitzen Haden auslaufende Schnabel allein ist oft über fünf Zoll lang. Denkt man sich dazu die scharfen, bleifarbenen Krallen und das feurig, oft blutroth glühende Auge, so begreift man, daß der Lämmergeier ein furchtbarer Gegner ist und als solcher erscheint.



Am Morgen nach Sonnenaufgang macht sich der Lämmergeier zu seinen Raubzügen auf und fliegt hoch über den Bergspitzen dahin, während sein Auge nach der Beute späht. Hat er einen Gegenstand bemerkt, dann nähert er sich in weiten Kreisen, schlägt die Flügel zusammen und schießt gerade und blitzschnell auf seine Beute. Nur selten ist ein Entkommen möglich. Kleinere Thiere, wie Füchse, Hasen, Wiesel, Murmelthiere, Dachse, Hunde, junge Ziegen und Lämmer trägt dieser Räuber

der Lüfte sogleich mit sich fort und verzehrt sie in der Nähe seines unzugänglichen Horstes oder auf einer Felszinne.

Bemerkt der Geier an gefährlichen Stellen, am Rande von Abhängen und Abgründen größere Beutestücke, Gemsen, ausgewachsene Ziegen und Schafe, die er nicht so leicht erlegen und davontragen kann, so ist seine Angriffsweise eine ganz eigenthümliche. Er nähert sich dem Thiere und sucht es durch mächtige Flügelschläge einzuschüchtern, zu betäuben, zu ermüden und in den Abgrund zu stürzen. Man hat sogar Beispiele, wo der Raubvogel diese Kampfweise gegen Jäger angewendet hat, die alle ihre Kaltblütigkeit nöthig hatten, um nicht im Kampfe zu erliegen. Gelingt es dem Geier, ein größeres Thier auf diese Art zu erjagen, so haßt er ihm die Augen aus, reißt ihm den Bauch auf, frisst erst das Fleisch, zulezt selbst die Knochen, denn seine Verdauung ist so rasch und gut, daß nicht nur Gebeine, sondern selbst Klauen von Kindern in seinem Magen aufgelöst werden. Es ist fast ungläublich, was man im Magen erlegter Geier nicht Alles gefunden hat: sechs bis neun Zoll lange Knochen von Rindern, zweihalf Fuß lange Rippenstücke von Füchsen, ganze Hufknochen von Röhren, Rippenstücke von Gemsen, u. s. f.

Aber, fragt der Leser endlich ungeduldig, was ist denn von den Mordthaten des Geiers an Menschen zu halten? Es werden so viele Beispiele angeführt, wie der Lämmergeier selbst Menschen angreift, daß man nicht daran zweifeln kann. Auf der Silberalp, einige Stunden von Einsiedeln, fiel ein Geier einen kleinen Geißhirten an, zerfleischte ihn und stieß ihn in den Abgrund, als die Semmen zu Hilfe eilten. Ein hölzernes Kreuz bezeichnet die Unglücksstätte. In Mürren im Lauterbrunnenthal zeigen die Leute bis auf diesen Tag ein steil abfallendes Felsriff, auf dessen Höhe ein Geier ein in Mürren geraubtes Kind trug und verzehrte. Noch lange nachher sah man am unzugänglichen Grath das Köcklein des Kindes. (Siehe Abbildung S. 40.)

Wer hat vollends nicht schon von der Geschichte der Geier-Anni gehört? Es war im Berner-Oberland, im Sommer, die Eheleute Zurbuchen gingen in das Gebirge,

um Heu einzusammeln und nahmen ihr kleines Kind Anna Zurbuchen mit. Das kaum dreijährige Kind schlief bald ein, der Vater legte einen Strohhut über sein Gesichtchen und entfernte sich mit der Mutter. Als er wieder zur Stelle kam, war das Kind verschwunden; sogleich machte er sich mit der Mutter auf, um es zu suchen. Indessen ging ein Bauer von Unterseen, Heinrich Michel, auf einsamen Bergpfade dahin und hörte verwundert plötzlich ein Kind wimmern. Er folgte dem Tone, auf einem Felsgrath fliegt ein Lämmergeier auf und kreist über der Stelle, ohne sich entfernen zu wollen. Der Bauer, Böses ahnend, schreitet weiter und findet am äußersten Rande ein Kind. Am Arm und an einem Händchen war es verwundet, — da mußte der Raubvogel es gepackt haben, — und auf der Fahrt durch die Luft hatte es einen Theil der Kleidung verloren. Wie es sich nachher herausstellte, war das Kind



Lämmergeier und Gemse.

die vermiste Anna Zurbuchen; das Glück wollte, daß der Mann vorüberging, nachdem der Geier kaum Zeit gehabt, mit seinem Raube auf dem Felsen sich niederzusetzen. Das Kind, ein Gegenstand der Neugierde geworden, bekam fortan den Namen Geier-Anni.

Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich ebenfalls im Berner-Oberland in neuester Zeit. Am 2. Juni 1870 ging Johann Betschen ein frischer junger Knabe von Kien, das im Reichenbachthale liegt, hinauf nach Avis, das bedeutend höher im Gebirge gelegen ist. Auf einem einsamen Punkte wurde der Knabe von einem Geier mit gewaltigen Flügelschlägen zu Boden geworfen. Er suchte sich auf dem Rücken liegend mit dem Stocke und mit den Füßen zu wehren. Doch der Vogel setzte ihm so sehr zu, daß er sich kaum hätte retten können, wenn nicht eine Frau mit einer eisernen Hacke auf den Zammerruf zu Hilfe geeilt wäre.

Ähnliche Anfälle auf Kinder werden vom Lämmer-

geier im Kanton Glarus, im Wallis und anderwärts erzählt. Erwachsene Personen greift er nur dann an, wenn er gereizt wird, besonders, wenn versucht wird, ihm die Jungen aus dem Horste zu nehmen.

Einen Holzhader im Glarnerlande, der zwei junge Geier aus dem Neste holte, verfolgten die Alten vier Stunden lang, und der Mann konnte sich ihrer nur mit Hilfe der Art erwehren. Den Gemsejäger J. Scherer von Ammon am Wallensee griff bei einer ähnlichen Gelegenheit erst das Männchen an, eine Kugel machte es unschädlich. Als der Jäger beim Horste anlangte, packte ihn das Weibchen mit dem Schnabel und den Krallen und suchte ihn durch heftige Flügelschläge vom Felsen zu stürzen. Auf so unsicherm Standort einen so starken Gegner abzuwehren, war mit der allergrößten Gefahr verbunden. Doch gelang es dem unerschrockenen Weidmann, den Lauf der Flinte auf den Vogel zu richten und mit der nackten Zehne den

Hahn zu spannen und loszubrüden, der Vogel fiel todt in die bodenlose Tiefe.

In den meisten Fällen ist der Geierhorst gar nicht zu erklimmen oder nur so zu erreichen, daß ein Mann über einen überhangenden Felsen an einem Seile hinuntergelassen wird; dies versuchten drei Brüder in Sardinien. Als der jüngste der Brüder, der sich das Seil hatte um die Lenden und Schultern binden lassen im freien Raume über einem schrecklichen Abgrunde hing, schoßen die alten Geier auf ihn herab. Der Arme suchte sich mit einem Säbel zu wehren und hieb muthig um sich, — plötzlich läßt das Seil etwas nach, er blickt empor und bemerkt mit Schauer, daß er das Seil fast entzwei geschnitten. Doch vorsichtig und langsam wurde er hinaufgezogen und gerettet, aber die Angst und der Schrecken sollen die schwarzen Haare des jungen Burschen entfärbt und gebleicht haben.

In der Schweiz findet sich der Geier nur noch in den höchsten Gebirgen, und auch da nur selten. Im Kanton Unterwalden wurde der letzte im Jahre 1851 geschossen, im Kanton Bern 1864, im Kanton Graubünden 1868; im Kanton Tessin wurden in den letzten Jahrzehnten mehrere Geier mittelst Wolfs- und Fuchsfallen gefangen, der letzte im Jahre 1869, der bei der im gleichen Jahre in St. Gallen stattgefundenen Ausstellung Schweizerischer Vögel viel angestaunt wurde.

Ganz ähnliche Unthaten, wie die oben geschilderten werden dem Steinadler zugeschrieben, der seiner Stärke und seines Muthes wegen der König der Vögel genannt und viel häufiger gesehen wird als der Geier. Ja, wie früher alle dergleichen Vergehen auf Kosten des Lämmergeiers geschrieben wurden, so werden heutzutage die meisten dem Steinadler zur Last gelegt. Hat sein Auge eine Beute erpäht, so ist er ebensowenig wählerisch, ja noch fähner als

der Geier. Auch Menschen hat er schon oft angegriffen. In Graubünden packte ein Steinadler ein Kind und trug es in den Krallen fort. Durch das Geschrei des Kindes aufmerksam gemacht, verfolgte der Vater den Räuber und konnte ihm nur mit Noth das Kind abjagen. Seine Augen waren zerhackt, die Arme zerfleischt, so daß es bald starb. Der Vogel, der später vom Vater erschlagen wurde, soll ausgestopft sich in einer Sammlung zu Winterthur befinden. Ein deutscher Gelehrter erzählt eine sehr ergötzliche Geschichte von einem Steinadler, der auf einen erwachsenen Menschen stieß. „Ich erhielt einen Steinadler,“ so berichtet er, „dessen Gefangennahme mit folgenden ungewöhnlichen Umständen verknüpft war. Der hungrige und tollkühne Vogel stürzte mitten in einem Dorfe auf ein großes Schwein, dessen lautes Schreien die Dorfbewohner in Bewegung setzte. Ein herbeieilender Bauer verjagte den Adler, welcher seine Beute nur ungern fahren ließ und, von dem fetten Schweinerücken sich erhebend, sogleich auf eine Kaze stieß und sich mit derselben beladen auf einen Zaun setzte. Das verwundete Schwein und der blutende Kater stimmten einen herzerreißenden Zweigesang an. Der Bauer wollte nun auch die Kaze retten und holte eine Waffe. Als aber der Adler seinen Mahlzeitstörer zum dritten Male wieder erblickte, ließ er die Kaze fallen, packte den Bauer und klammerte sich mit seinen Krallen an ihn, und nun schrien alle drei, der gepackte Bauer, das fette Schwein und der alte Kater. Andere Bauern eilten herbei, ergriffen den Adler und brachten den Missethäter gebunden zu einem meiner Freunde.“

Bis in die neueste Zeit wird die Jagd auf Steinadler vorzüglich in Eblingen, einem Dorfe am Brienzsee im Berner Oberland betrieben, wie die Eblinger überhaupt den Ruf tüchtiger Jäger haben.

Der Traum.



Ich weiß nicht, ob einer der Leser auch schon den Spruch gehört: Du träumst wie Mario von Feltre. Ich glaube es kaum, denn so sagen meines Wissens nur die Leute im äußersten Zipfel von Italien. Es beruht nämlich der Spruch auf folgender Geschichte.

Vor mehr denn fünfhundert Jahren, da herrschte in südlichen Italien, im Königreich Neapel ein unheilvoller, lange Jahre dauernder Krieg. Zwei Könige stritten sich um die Krone und den Thron, um die Reichthümer und den Besitz des Landes. Aber für das Land selbst und für die armen Bewohner sorgte weder der eine noch der andere der Thronbewerber. Um dem Elende ein Ziel zu setzen, beschloßen die größern Städte des Landes, am Kriege gar keinen Theil mehr zu nehmen, sich selbst zu helfen, ihr Gebiet zu schützen so gut als sie es könnten und nach frei gewählter Verfassung zu leben.

In Tarent, einer großen Stadt am Meere, lebte damals ein reicher, angesehen Herr, Constantino genannt. Dieser machte seiner Vaterstadt den Vorschlag, das Beispiel anderer Städte nachzuahmen und sich auch selbst aus der Noth zu helfen. Die Bürger stimmten einmüthig bei und boten ihre Hilfe an, den Plan auszuführen. Sogleich wurde ein Heer aus Bürgern gebildet und auf das beste ausgerüstet. An die Spitze des Heeres stellten aber die Bürger von Tarent nicht den reichen Ritter Constantino, weil sie nicht alle Macht in seine Hand geben wollten, sondern einen Mann aus dem Volke, Mario von Feltre, einen Fischer, der aber in den letzten Jahren das Kriegshandwerk gründlich erlernt hatte. Constantino sollte indessen die Regierung in der Stadt leiten, während man zu Felde lag. Beide erfüllten ihre Aufgabe auf das glänzendste. Mario von Feltre säuberte das ganze große Gebiet von Tarent von Feinden, von Räubern und Dieben, die sich überall eingenistet hatten, und stellte Ruhe und Sicherheit wieder her, so daß der Landmann seine Arbeiten, der